

Schweizer-Hochdeutsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1927)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schiede sind aber noch größer als bei jenen. Merkwürdig, wie das Schicksal die Menschen zusammenführt — und auseinander.

Schweizer-Hochdeutsch.

Es ist für uns Deutschschweizer ein Glück, daß es keine deutsche Akademie gibt, die in ihrem Wörterbuch die einen Wörter als richtig abstempelt („reçu à l'Académie“), wodurch die andern als falsch gebrandmarkt werden. Im Deutschen haben alle Landschaften gewisse eigene Rechte behalten, und die deutsche Gemeinsprache hat sich auch dem Schweizerdeutschen gegenüber recht gastfreundlich erwiesen. Die Frage ist nur, wie weit wir von diesem Gastrecht Gebrauch machen wollen. Darüber hat Herr Dr. Stüfelberger in der Einleitung zu seinem Büchlein „Schweizerhochdeutsch und reines Hochdeutsch“ sehr gut gesprochen. In einzelnen Fällen ist es freilich oft schwer, die Grenze zu ziehen. In den „Kleinen Mitteilungen“ der N. Z. Z. sind kürzlich einige Eigentümlichkeiten der schweizerdeutschen Schriftsprache angefochten worden. Der literarische Schriftleiter des Blattes spottete dann über diese „Judenkrankheit“ und über die Schulmeister, die kein Wort als schriftdeutsch anerkennen mögen, das nicht im Juden oder andern norddeutschen Wörterbüchern stehe. Er nahm besonders die „Saaltochter“ in Schutz und berief sich auf anerkannte reichsdeutsche Schriftsteller wie Thomas Mann, Wilhelm Schäfer und Bernhard Diebold, die das Wort aufgenommen hätten, während es leider in der Schweiz selbst zurückgehe.

Ist es wirklich so schade um das Wort? Da kann man wohl in guten Treuen verschiedener Ansicht sein. Gewiß könnte Tochter in dieser Zusammensetzung wie in Lehr- und Ladentochter andeuten, daß der „Hotelier das «Servierfräulein» in einem verantwortlichen Sinne zur Familie zähle, daß der Gast selber das dienende Wesen wie eine Tochter des Hauses zu achten habe“, aber ob es das wirklich andeuten „wollte und sollte“ und immer noch wollen und solle und könne? Ob man das Wort Tochter, gerade weil es ein herzlicheres Verhältnis andeutet als das bloß geschäftliche, nicht als Mißbrauch empfinden kann, weil das Verhältnis in der Regel doch mehr geschäftlich als familienartig herzlich ist? Es liegt freilich im Wesen der Sache, daß es neben Saal- und Ladentöchtern nicht unbedingt auch Saal- und Ladentöchter geben müßte, denn diese würden sich dem Familienanschluß noch kräftiger entziehen. Näher als die Saal- und die Ladentochter sollte der Familie doch das Kinderfräulein stehen; daß dieses nicht Kindertochter heißt, wie es doch logisch wäre, liegt am erheiternden Zusammenstoß zweier Verwandtschaftsbezeichnungen. Aber sogleich man je nach Alter und Bildung von Kindermädchen und Kinderfräulein und auch schon von Ladenmädchen und Ladenfräulein spricht, könnte man von Saalmädchen und Saalfräulein sprechen, denn diese Wesen wollen doch lieber als Fräulein denn als Töchter des Hauses betrachtet sein. Von Büro- und Telephontöchtern spricht man auch nicht. Hinter diesem Gebrauch des Wortes Tochter steckt vielleicht das französische Wort fille, das mangels eines besondern Wortes eben auch das „Mädchen“ vertreten muß. So wäre zu erklären, daß in der N. Z. Z. auch einmal zu lesen war: „Vor dem Gerichte stand Frau M., die sich durch Eingriffe zum Zwecke der Beseitigung keimenden Lebens der fahrlässigen Tötung einer Tochter schuldig gemacht hatte“. Mit der Tochter meinte der Schreiber gerade nicht die durch den Eingriff getötete künftige Tochter, sondern deren Mutter.

Aber Herr E. K. macht einen Vorschlag zur Güte.

Wenn man ihm seine Saaltochter lasse, so wolle er die dreißilbige Fahrkarte schlucken, die er nun im neuen Bahnhof Enge statt des bisherigen zweißilbigen Billetes lösen müsse, das dem vernünftigen Verkehrsvolapüt eines vier-sprachigen Landes, namentlich in Fällen von Eile, besser entsprochen habe. Der Vorschlag läßt sich hören. Zwar ist sein Opfer sachlich nicht so groß, wie ihm scheint, denn auch in der höchsten Eile pflegt man das Wort Billet oder Fahrkarte am Schalter gar nicht zu brauchen, sondern nur den Namen der Station und den Vermerk, ob einfach oder „retour“. Im Notfall kann man auch bloß Karte sagen; der Schaltermann wird sicher keine Post- oder Landkarte darunter verstehen. Auch darf man die Silben nicht nur zählen, man muß sie auch wägen; die dritte Silbe von Fahrkarte wiegt nicht voll, und dieses Depferchen dürfte man der Reinheit seiner Muttersprache allenfalls noch bringen. Von den vier Sprachen unseres Landes wird die romanische auf dem Bahnhof Enge noch seltener erklingen als die englische, die übrigens sagt ticket, und volapütisch einheitlich sprechen nicht einmal die Deutschschweizer unter sich das Fremdwort aus. Der richtige Züribieter sagt noch Biléht, und es ist fraglich, ob ein Welscher das versteht; Stadtzürcher aber sagen schon entweder Biljétt oder, noch etwas fremder, Billjeh oder so was; einige ganz gebildete sagen fast ganz französisch Bijjeh. Grad schad ist es also auch um dieses Nationalheiligtum nicht, fast so wenig wie um den Perron, bezw. Perrohn, bezw. Perroh, bezw. Perrong, bezw. Quai.

Immerhin: Saaltochter gegen Fahrkarte! Unrecht hat E. K. aber mit dem Vorwurf der Judenkrankheit. Mit Juden hat die Sache nichts zu tun. Der Borredner hatte sich sicher nicht eingebildet, dieses Buch enthalte den ganzen deutschen Wortschatz der Gegenwart und Zukunft; er hat drum auch das Wort nicht deshalb angefochten, weil es nicht im Juden steht, sondern aus den angeführten, durchaus beachtenswerten Gründen. Für ausländische Schriftsteller mag die Saaltochter als Erscheinung und als Wort den Reiz der Neuheit haben; ein einheimischer Vater einer Tochter hört das Familienwort nicht gern für eine doch mehr geschäftliche Beziehung angewandt. Mit anerkennenswertem Freimuth gesteht aber E. K. zum Schluß: „Wir sind Schulmeister allzumal. Ich auch, indem ich mich über das landesfremde Fahrkarte erbose“.

In jener ersten Mitteilung der N. Z. Z. mochte auffallen, daß das Wort Wesen in Polizei- oder Gesundheitswesen als „zürcherisches Kanzeleiwort“ bekämpft wurde. Es fehlten aber nur die Beispiele. In der Tat, wenn man in amtlichen Schriftstücken liest: „Die Spielplätze des Schulwesens sind dem Polizeiwesen unterstellt“, oder „Das Bauwesen hat beschlossen, . . .“, „Auskunft wird beim Steuerwesen im Stadthaus erteilt“, wenn es in der Zeitung heißt, bei der Errichtung der amerikanischen Wasserschiffelbahn im Zürcher Strandbad habe das städtische Gesundheitswesen freundliches Entgegenkommen bewiesen, ja wenn man in den städtischen Schulhäusern alle Handtücher, Abreißkalender usw. gezeichnet findet mit „Schulwesen der Stadt Zürich“, so wirkt das auf Nicht-Zürcher und Nicht-Bürokraten doch etwas erheiternd, was wohl kaum beabsichtigt war. Das Wesen ist in diesen Fällen immer das Allgemeine; für seine Besorgung sind Ämter, Verwaltungen, allenfalls Direktionen da. Also: „Die Spielplätze der Stadtschulen sind der Polizeidirektion unterstellt“.

Richtig ist auch, daß „Anlaß“ im Sinne von Veranstaltung (z. B. für einen Ball, eine Abendunterhaltung) noch nicht dem guten gemeindeutschen Sprachgebrauch angehört, der darnach auch kein Bedürfnis zu haben scheint.

Es ist zwar etwas handlicher als Veranstaltung. — „Be-
einnehmen“ und „verausgaben“ sind nicht ausgesprochen
schweizerische Mißbildungen, anliefern und beliefern sind
„draußen“ wohl sogar häufiger als bei uns. — Der Aus-
druck „es hat“ (il y a!), der in unseren Volks- und höheren
Schulen bei Lehrern und Schülern noch häufig vorkommt,
ist auch süddeutsch; er hat aber wirklich etwas Fades und
dürfte allmählich aus gut sein sollendem Deutsch ver-
schwinden.

Man hat schon bewiesen, daß die Frage „Richtig oder
falsch?“ in Fragen des Sprachgebrauchs unwissenschaftlich
sei. Aber noch kein Professor hat die Grenzlinie gezogen
zwischen Freiheit und Willkür.

Stuz und die Fremdwörter.

Jakob Stuz, der bildungsbeflissene Sohn des Zürcher-
oberländervolkes (geb. 1801) hat seine Lebensgeschichte
(Sieben Mal sieben Jahre) ausdrücklich als einen „Bei-
trag zu näherer Kenntnis des Volkes“ bezeichnet. Daß sie
das ist, zeigt sich nebenbei auch in seinem Verhältnis zum
Fremdwort. Wir sehen, wie schwer verständlich es dem
nicht höher geschulten Volke ist, und wenn beim heutigen
Stand der Volksbildung manches leichter geworden scheint:
man wird heute nur früher daran gewöhnt; wie schwer
es aber seinem Wesen nach ist, sieht man an der Ge-
schichte dieses geistig regsamen Menschen. Einige Beispiele:

„Der Schulmeister fragte mich, was ich lernen wolle.
Ich sagte: rechnen. Gleich schrieb er mir drei Posten zum
Addieren hin, und dann begab er sich zu einer Klasse,
welcher er aus Meiliss Briefsteller die Erzählung „Kaiser
Joseph und der Bettelknabe“ diktierte. Das war mir etwas
ganz Fremdes, daher ich meinen Nebenschüler zu fragen
wagte, was dies Vorsprechen von dem Schulmeister wohl
zu bedeuten habe. „Weißt du nicht einmal, was das ist?“
erwiderte lachend und stolz der Kamerad, „das heißt dik-
tieren“. Hierüber mußte ich nun staunen, und diese ein-
fache Sache kam mir wegen dem fremden Wort äußerst
gelehrt und wichtig vor, so daß ich fest glauben mußte,
dieser Schulmeister sei in allweg der geschickteste weit
und breit.

Mit meiner Rechnung wußte ich eben wenig anzufan-
gen und wagte abermals meinen Nachbar zu fragen, was
ich denn auch mit meinen Zahlen machen müsse. Ich müsse
sie addieren, sagte er kurz . . .

Was addieren bedeuten sollte, wußte ich wieder nicht . . .

„Indessen trat ein junger Mensch von ungefähr mei-
nem Alter herzu, und gleich sagte mir Voller ins Ohr:
„Der ist mit Herr Kenner gekommen; er ist ein Theolog.“
Auch das war mir ein ganz fremdes Wort, meinte als-
bald, man sage ihm Theolog, weil er hinke und an einer
Krücke gehe, man werde halt in der Stadt diese Leute so
heißen. Fürwahr, eine lange Zeit hielt ich alle hinkenden
Leute und welche an Krücken gingen, für Theologen und
Theologinnen“.

„Ich kam mit den verschiedensten Leuten in Bekanntschaft,
so auch mit Jaques (regelmäßig so!) Rebsamen in
Tablat, welcher Lust gehabt hätte, einen Briefwechsel mit
mir zu beginnen und mich eines Tages mit einem Brief
zu diesem Zwecke recht sehr überraschte. Aber du lieber
Gott, ich verstand den lieben Brief nicht. Er schrieb mir
da von Correspondenz und Correspondieren, und ich konnte
trotz allem Staunen und Denken nicht herausfinden, was
Correspondenz und Correspondieren zu bedeuten hätte.

Jaques schrieb mir wieder von Correspondenz und
Correspondieren und unter anderm, wenn ich nicht Zeit

finde, diese Gedichte zu copieren, könne ich das Heftchen
nur für mich behalten. Was Copieren ausweisen sollte,
wußte ich so wenig als von Correspondieren. Es könnte
mir zwar wie Copie, „aber das ist ja ein Kanzeleistück“,
dachte ich, „solche braucht man zum Gelbdaubbrechen“. Kurz,
ich wußte mit dem Heftchen nichts anderes zu tun
als es wieder zurückzusenden. — —

„Er (Pfarrer Tobler) gab mir dann eine Gedicht-
sammlung mit; ich glaube, das Buch hieß: Deklamier-
übungen, von Förster. Aber der Pfarrer mochte kaum
ahnen, daß ich den Titel des Buches nicht verstehe und
nicht wisse, was deklamieren heißen soll. Von da an (von
des Verfassers 22. Jahr an!) verstrichen wohl noch zehn
Jahre, bis ich wie von ungefähr des Wortes Bedeutung
erfahren konnte.“

„Nach einem Zwischenakt sagte mir ein Knabe, jetzt
werde dann ein Herr von Blumenthal vortreten, welcher
der erste Virtuos auf dem Violin sei. Was Violin war,
wußte ich nun, aber Virtuos, das war mir wieder welsch.“

Vom Böhertisch.

„Wenn ich endlich für Hüningen und ähnliches nicht
die verwelchten Namen verwende, so folge ich dem guten
Beispiele der Franzosen, die zu viel Geschmack haben, als
daß sie ihre französische Sprache ohne Not mit fremden
Ortsnamen verunzieren würden. Erst wenn sie einmal auf
französisch von „Basel“ reden, statt von Bäle, können
wir uns überlegen, ob wir auf deutsch von Huningue,
Mulhouse, Fribourg u. a. reden wollen. . . Vielleicht geben
diese Bemerkungen gar dem einen oder andern Amte
Gelegenheit, die Schreibung der Namen zu revidieren.“

Dies schreibt der Verfasser der prächtigen Basler
Heimatkunde, Dr. G. Burckhardt, Lehrer an der Töchter-
schule.

Das innige Heimatliebe atmende Werk enthält auch
eine höchst lehrwerte, unter Mithilfe unseres Mitgliedes
Prof. Hoffmann-Krayer entstandene Abhandlung über die
Basler Mundart und ihre Beziehungen zu den übrigen
alemannischen Mundarten. Für die, die es noch nicht
wissen, und solche, die es aus Kriecherei vor fremdsprachigem
Ausland oder aus falsch verstandenem Schweizertum ge-
flissentlich verschweigen oder verdrehen, setzen wir noch
folgende Stelle aus dem Buche hin: „Dieses Alemannisch
im engeren Sinne nimmt ein langgestrecktes, schmales
Dreieck ein, das ungefähr durch Monte Rosa, Arlberg und
die Lothringer Grenzberge im Nordosten Zaberns be-
zeichnet wird.“ . . . so haben wir vom Alemannisch im
weiteren Sinne auszugehen, das den ganzen Südwest-
winkel des deutschen Sprachgebietes einnimmt.“ So ist's
echt.

R. B.

Briefkasten.

P. B., Th. In Deutschland sagt man also: „Ich läute Sie an“,
der Schweizer pflegt sein Schweizerdeutsch in die Form: „Ich läute
Ihren an“ zu übersetzen. Die Frage ist: Woher kommt es, daß wir
in der Mundart den Wemfall setzen, während das übrige Deutsch
den Wenfall setzt? und: dürfen wir diese mundartliche Eigentüm-
lichkeit in unsern schriftlichen Gebrauch übertragen? Im Schrift-
deutschen nehmen viele ziellose („intransitive“) Zeitwörter in der
Zusammenfügung mit „an“ einen eigentlich von diesem an abhängi-
gen Wenfall zu sich: anfahren, angehen, anrühren, ansprechen, an-
rufen, anlachen, anbeten u. v. a. Nach dem Muster dieser zahlreichen
Beispiele, wohl besonders nach anrufen, wird beim Auskommen des
Fernsprechers auch anläuten mit dem Wenfall aufgekommen sein.
In unserer Mundart dagegen, vielleicht auch noch in andern, ist das
neue Wort nach einem andern Muster behandelt worden, nämlich
nach dem Vorbild jener auch in der Schriftsprache zahlreichen Zeit-
wörter, die schon ohne die Vorstufe „an“ den Wemfall regieren:
anbieten, anbefehlen, anzeigen, ansagen u. s. w. Unsere Form ist also